

WORTE IN DIE STILLE

Mein Leben als Kind gehörloser Eltern

IMPRESSUM

Gaby Lièvre

WORTE IN DIE STILLE

Mein Leben als Kind gehörloser Eltern

© 2021 Gaby Lièvre

Verlag Weg & Vision

Stefan Schwidder

Joggeliweg 2

37242 Bad Sooden-Allendorf

<https://weg-und-vision.de>

Umschlagfoto: Hans Sweegers / Heel

Fotos im Buch: Privatbesitz

Titeldesign, Satz und Druck:

BÜHNE DREI Mediendesign und Druck, Northeim

ISBN 978-3-949282-07-2

1. Auflage, September 2021

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über www.dnb.de.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Gaby Lièvre

WORTE IN DIE STILLE

Mein Leben als Kind gehörloser Eltern



Weg & Vision

Für meine Eltern

INHALT

Prolog.....	7
Vorwort	10
Etwas fängt an... ..	14
Weglaufen.....	29
Die Reise beginnt	34
Geburtstage	41
Nicht hören wollen.....	49
Was passiert denn da?	64
Leben zwischen zwei Buchdeckeln.....	73
Warum	85
Regeln	96
Freundschaften	102
Verstehen.....	125
Rettungsring.....	133
Zwischen den Welten	143
Gefühle – was ist das eigentlich?	154
Eine Liebeserklärung	164
Meine Mutter und ich.....	173
Vom Gefühl, in Babylon zu wohnen.....	186
Nicht irgendein 17. April	196
...und etwas hört auf.....	206
Epilog	217
Ein Ende und ein Anfang	222

PROLOG

Kiesel knirschen unter meinen Schuhen, Vogelgeschrei weht über meinen Kopf hinweg, sonst ist es still. Eine fahle Sonne spiegelt sich in den langen Fensterscheiben der Trauerhalle, die sich mit ihrer Holzkonstruktion an den Waldrand schmiegt.

Mein Auto ist das einzige auf dem kleinen Parkplatz vor der Eingangspforte zum Naturfriedhof Bergerbos in St. Odiliënberg, einer kleinen Gemeinde in der niederländischen Provinz Limburg. Die Grenze zu Deutschland ist nur wenige Kilometer entfernt, darum liegen hier auch viele Deutsche begraben. Die Grabstätten sind allerdings anders. Sie haben keine Umfriedungen, keine Verzierungen oder Bepflanzungen, sondern sind durch einfache Holzschilder mit Namen und Daten erkennbar, manchmal auch durch einen Findling oder andere Steine.

Ich bleibe an dem kleinen Unterstand stehen, unter dem Grablichter brennen. Sie streichen mit ihren Schatten über die beiden grünen Tafeln, auf denen die Namen und Wohnorte der zuletzt Begrabenen mit weißer Kreide geschrieben stehen. Auch der Name meiner Mutter stand dort einmal, jetzt lese ich den Namen meines Vaters. Ich werfe einen liebevollen Blick darauf, bevor ich zu der Stelle im Wald weitergehe, an der wir seine Asche vor zwei Monaten bestattet haben.

Zwischen Büschen und unter Bäumen ducken sich die niedrigen Holzschilder, als wollten sie nicht wirklich gefunden werden. Ich habe nicht weit zu gehen, doch ich muss bei jedem Besuch ganz genau hinschauen, um die Stelle wiederzufinden – der Wald verändert sein Angesicht ständig. Mal haben die

Bäume mehr oder weniger Blätter, mal hat der Wind sie über Wege und zwischen Bäume und Sträucher geweht. Es kommen Grabschilder hinzu oder werden weggenommen. Oft reicht es schon, wenn die Sonne aus einem anderen Blickwinkel zwischen den Baumwipfeln hindurchscheint. Der Wald ist im Wandel – ein Symbol dafür, dass das Leben weitergeht, auch wenn das Leben eines lieben Menschen auf dieser Erde zu Ende gegangen ist.

Ich verlasse den Weg und stakse auf dem unebenen Waldboden zu einer noch recht schmalen Eiche. Hier stehen die beiden Holzschilder mit den Namen meiner Eltern, ein wenig schief, einander zugeneigt. Die Erde auf der Seite meines Vaters ist noch nicht wieder bewachsen. Die beiden Rosen, die ich am Tag seiner Beerdigung dort hingelegt habe, sind verschwunden.

Dicht vor dem Grab bleibe ich stehen, binde den Schal enger um meinen Hals und ziehe die Schultern hoch. Ein paar Minuten verweile ich in stillem Zwiegespräch. Mein Vater wäre heute 90 Jahre alt geworden – ich weiß, dass er diesen Geburtstag sehr gerne noch gefeiert hätte.

Und auch, wenn meine Eltern mich zu ihren Lebzeiten nie hören konnten, so weiß ich, dass jetzt meine Worte bei ihnen ankommen. „Danke, Mama und Papa, für alles, was ihr mir gegeben habt. Ich liebe euch.“

Ich zwinkere ein paar Tränen weg, bevor ich mich abwende. Zum Abschied lege ich noch eine kleine Haselnuss, die ich vom Waldboden aufgeklaut habe, auf die Stelle, an der die beiden Schilder sich berühren. Ein Zeichen, dass ich hier gewesen bin. Ich begeben mich zurück auf den Weg. Noch einmal drehe ich mich um. Es tut mir jedes Mal leid, die beiden hier zurücklassen zu müssen.

Auf dem Nachhauseweg formt sich eine Idee: Ich möchte unsere Geschichte aufschreiben. Ich runzle die Stirn. Was ist das jetzt wieder für ein verrückter Gedanke? Es ist zunächst mehr ein Gefühl als etwas Konkretes, was sich da in mir ausbreitet, als ich wieder im Auto sitze. Es lässt sich auch ganz einfach wieder wegschieben, wie ich es schon oft getan habe, wenn mir jemand vorschlug, die Geschichte meiner Eltern aufzuschreiben. Ich war irgendwie noch nicht soweit. Doch diesmal lässt mich dieses Gefühl nicht wieder los. Meine Kopfhaut prickelt, und je mehr ich diese Idee in mir bewege, desto unruhiger werde ich. Ich fühle, dass Tränen emporsteigen. Um sicher durch den Straßenverkehr zu kommen, unterdrücke ich sie.

Zu Hause erwartet mich der gewohnte Alltag mit seinen Herausforderungen und Aufgaben. Das, was ich auf dem Rückweg vom Friedhof wahrgenommen habe, verblasst – bis es Abend wird und ich im Bett liege. Dann ist alles wieder da. Tiefe Freude, aber auch Zweifel und Angst halten mich lange wach.

Am nächsten Morgen merke ich, dass ich nicht mehr anders kann, als diesem inneren Ruf zu folgen und unsere Geschichte aufzuschreiben.

Jetzt bin ich soweit.

VORWORT

„Wie hast du denn sprechen gelernt?“

„Was war denn bei euch zu Hause anders?“

Das waren mit schöner Regelmäßigkeit die ersten Fragen, wenn ich jemandem davon erzählte, dass meine Eltern gehörlos seien. Die Suche nach Antworten ließ mich immer ein wenig ratlos zurück. Was hätte ich erwidern sollen? Dass ich es schlicht und ergreifend nicht wusste? Meistens sagte ich so etwas wie „Keine Ahnung“ oder „Woher soll ich das denn wissen? Ich kenne es doch nicht anders“. Meine Eltern konnten zwar so gut wie gar nicht hören und benutzten untereinander die Gebärdensprache, aber sonst ... sonst war an unserem Familienleben und an meinem Aufwachsen mit meinen gehörlosen Eltern nichts Besonderes. So dachte ich eine lange Zeit meines Lebens. Also gab es auch nichts zu erzählen.

Doch der Ruf, mich auf Spurensuche zu begeben, wurde im Laufe der Jahre immer lauter, wurde von verschiedenen Menschen in meinem Umfeld wiederholt und fiel im November 2018 schließlich auf fruchtbaren Boden. Mit Hilfe eines erfahrenen Schreibcoaches beschloss ich, über mein Leben mit meinen Eltern ein Buch zu schreiben.

Gleich in der ersten Nacht nach diesem Entschluss fand ich mich plötzlich an meinem Schreibtisch wieder. Ich hatte mich schlaflos hin und her gewälzt und war schließlich aufgestanden, um festzuhalten, was mich beschäftigte. Als das Gedicht vor mir auf dem Papier stand, erschrak ich vor meinem eigenen Gefühl: dem Gefühl, meinen Eltern ein Messer ins Herz zu stoßen, wenn ich dieses Buch schrieb. Durfte

ich das? Was, wenn ich auf unbequeme, unangenehme oder herausfordernde Erinnerungen stoßen würde? Die Zweifel erschienen mir in jener Nacht unüberwindlich, doch Gott sei Dank erwiesen sie sich als das genaue Gegenteil. Je mehr ich aufschrieb, desto freier wurde ich, desto mehr traute ich mich, in die Tiefe zu gehen, desto klarer wurden meine Gedanken und meine Gefühle.

Der Schreibprozess führte mich zu einer tiefen Einsicht: Hinter allem, auch hinter vermeintlichem Fehlverhalten, das ich bei meinen Eltern erlebt hatte, verbarg sich Liebe. Die Liebe von Eltern zu ihrem Kind. Auch wenn wir uns oft stritten, auch wenn der eine den anderen oft nicht verstand und wir aneinander vorbeiredeten, ohne Gehör zu finden, im wahrsten Sinne des Wortes – immer war ein Band zwischen uns, das keiner Worte bedurfte. Es ließ uns auch über räumliche und zeitliche Trennungen hinweg immer wieder fühlen: Da ist jemand, der dich liebt, egal, wer oder was du bist, hast oder tust.

Ich weiß jetzt, dass ich meine Eltern trotz ihrer Fehler lieben darf. Dass ich mich selber lieben darf, auch wenn mein Verhalten nicht immer perfekt war. Und dass sie immer einen Platz in meinem Herzen haben werden – so, wie auch ich immer in ihren Herzen war.

Indem ich nach ihrem Tod nun dem Ruf folge, dieses Buch zu schreiben und mich dabei an meine Kindheit und Jugend erinnere, spüre ich, dass sie trotz aller Schwierigkeiten gut für mich gesorgt haben. Da sie in einem Familienverband mit Großmutter und Geschwistern lebten, die auch Kinder hatten, trugen alle bewusst oder unbewusst zu meiner Erziehung bei, so dass sie dabei nicht auf sich alleine gestellt waren. Sie ermöglichten mir, richtig sprechen zu lernen und mich im Kreis meiner Cousins und Cousinen aufgenommen zu fühlen.

Meine Eltern haben mich nie spüren lassen, dass es für sie schwierig gewesen sein muss, ein hörendes Kind zu haben – vor allem eines, das mit seiner großen Lebhaftigkeit und Neugier manchmal kaum zu bändigen war. Sie konnten gewiss nicht alle meine Fragen beantworten, aber haben mich dadurch vielleicht auch angespornt, selber weiter nach Antworten zu suchen.

Der Weg durch mein bisheriges Leben erschien mir bis vor kurzem noch recht selbstbestimmt. Der Weg durch dieses Buch hingegen scheint mir von anderen Mächten geleitet. Beim Schreiben habe ich verstanden, dass nicht alles, was mir im Leben begegnet ist, so gemeint war, wie es mir auf den ersten Blick schien.

Mich auf diesen Herzensweg zu begeben war manchmal schwierig, doch er hat mich reich beschenkt – mit etwas, das ich eigentlich schon immer in mir trug. Jetzt kann ich es auch fühlen. Ich kann und darf lieben. Andere. Mich. Ich darf bleiben, wo das Leben mich hingestellt hat, brauche nicht wegzulaufen vor mir selber und stets nach etwas zu suchen, das ich schon in mir habe. Es ist alles schon da.

Ich wünsche mir, dass andere Kinder gehörloser Eltern durch meine Geschichte erkennen, dass ein fehlendes Sinnesorgan keinen Abbruch an der Liebe von Eltern zu ihrem Kind tut. Ich wünsche mir für andere Betroffene, dass sie mit ihren Eltern mehr das Gespräch suchen. Dass sie dranbleiben, auch wenn es schwierig wird. Dass sie sich nicht zu schnell mit der ersten beiläufigen Antwort auf ihre Fragen zufriedengeben. Dass sie sich trauen, so lange zu fragen, bis die Antworten für sie stimmig sind.

Auf der anderen Seite wünsche ich mir, dass sie lernen, ihre Eltern am Leben der Hörenden teilhaben zu lassen und

dadurch – sei es mit oder ohne das Erlernen der Gebärdensprache – die Welt der Hörenden und die Welt der Gehörlosen zu verbinden. Meine Vision ist es, die Gehörlosigkeit als verbindendes Element dieser beiden Welten zu begreifen und sie nicht als Grenze zwischen Kind und Eltern oder als Ausgrenzung der Eltern aus dem Leben des Kindes zu verstehen. Eine zweite Welt zu der eigenen Welt dazuzubekommen, kann ein Geschenk sein, das alle Menschen einschließt. Und wenn es keine zwei Welten mehr sind, sondern eine einzige, dann gibt es auch keinen Grund mehr, sich zwischen diesen hin- und hergerissen zu fühlen oder sich gar für eine von beiden entscheiden zu müssen.

Möge mein Buch dabei von guter Hilfe sein.

NICHT HÖREN WOLLEN

*wachs
wachsen
er-wachsen werden
sind wir dann noch formbar
oder
wird das wachs
mit den jahren
brüchig und hart
habe ich es in der hand
dies nicht geschehen zu lassen*

Ich konnte zwar hören, wollte aber oft nicht.

Nicht auf meine Eltern hören, geschweige denn gehorsam sein, mich einfügen und damit sein wie alle anderen. Vielleicht war ich es auch nicht. Meine Eltern waren es jedenfalls sicher nicht. Sie waren Gehörlose. Das machte sie besonders. Und mich auch. Aber das war eine Erkenntnis, die erst viel später kam.

Als Kind saß ich mit meinem Wunsch, mich nicht den Wünschen anderer fügen zu wollen, zwischen allen Stühlen. Zwar wollte ich nicht so sein wie die anderen, aber dennoch dazugehören. Zu den Kindern, die immer jemanden zum Spielen hatten – Geschwister, Freunde oder Spielkameraden, die einfach so da waren, ganz mühelos, und die einen wie selbstverständlich mitmachen ließen. Für die ich nicht erst an einer beängstigend fremden Haustüre klingeln, alleine davorstehen und warten musste, bis der helle Fleck hinter dem Türspion dunkel wurde – unsicher, ob die Tür geöffnet werden würde.

Ob derjenige, zu dem ich wollte, überhaupt zu Hause war und sich geneigt zeigen würde, mit mir spielen zu wollen oder die Erlaubnis dazu bekam.

Dann zogen wir um. Mitten im ersten Schuljahr. In der neuen Grundschule kannte ich niemanden. Freunde hatten sich in der ersten Hälfte des Schuljahres schon zusammengefunden, da war für mich kein Platz. Und die paar Mädchen aus der Hochhaussiedlung, die ich gerade erst flüchtig kennengelernt und nett gefunden hatte, gingen alle in die Parallelklasse. Die war damals wie eine andere Welt – und ihre Grenze unüberwindlich, sogar auf dem Schulhof.

Ich stürzte mich also in meine eigene Welt, zog mich zurück, bekam sogar eine entsprechende Bemerkung im Zeugnis – „muss reger werden“ –, weil ich den Unterricht wohl nur so an mir vorüberauschen ließ. Rüttelte mich diese Bemerkung auf? War sie der Auslöser, der mich bewog, mich doch am Unterricht zu beteiligen? Hatte ich vielleicht Angst bekommen, dass man bei schlechteren Noten meine Eltern zur Rektorin bestellen würde? Das wollte ich auf keinen Fall, auch wenn Frau Müller sehr nett war. Ich wollte weder ihr noch meinen Eltern einen Grund geben, um zum Elternabend erscheinen zu müssen – sie hätten ja doch kein Wort verstanden, es sei denn, ich hätte gedolmetscht. Aber Schüler waren im Allgemeinen nicht beim Elternabend vorgesehen, und Einzelgespräche mit den Eltern bekamen damals nur die „schweren“ Fälle.

Irgendwie überstand ich diese Zeit und bekam gute, später sogar sehr gute Noten. Das hatte aber wiederum zur Folge, dass meine Lehrer im vierten Schuljahr meinten, mich unbedingt aufs Gymnasium schicken zu müssen. Sie schrieben meinen Eltern einen Brief.

Meine Mutter muss an diesem Tag frei gehabt haben von ihren beiden Putzstellen, denn sie hatte den Briefkasten schon geleert, als ich aus der Schule kam. Sonst war ich dafür zuständig. Der Brief lag auf dem Küchentisch zwischen den beiden Tellern, die auf unser Mittagessen warteten. Meine Mutter wandte mir den Rücken zu, während sie mit ihrer Gabel in die Kartoffeln pickte, um zu prüfen, ob sie gar waren. Mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck legte sie die Gabel weg, wir konnten essen. Ich war neugierig auf den Brief, aber meine Mutter bestand darauf: „Erst essen, dann der Brief.“

Sie verteilte zwei der drei Portionen auf unsere Teller, die dritte Portion würde sie in zwei Stunden für meinen Vater aufwärmen, wenn er von der Arbeit kam. Er begann immer schon früh um sechs Uhr, machte am Nachmittag um zwei Uhr Feierabend und war um drei Uhr zu Hause. Obwohl er die letzten fünfzehn Jahre dafür immer nach Düsseldorf fahren musste, konnte er mit diesen Arbeitszeiten den täglichen Stau wunderbar umgehen.

Jetzt hoffte ich nur darauf, dass meine Mutter nicht auch noch warten wollte, bis mein Vater nach Hause kam – ich wäre in der Zwischenzeit wahrscheinlich schon an meiner Neugier erstickt. Ich würde mich nicht auf meine Hausaufgaben konzentrieren können, die ich meist am Küchentisch erledigte. Obwohl ich doch einen schönen Schreibtisch in meinem Zimmer stehen hatte, fand ich das irgendwie gemütlicher, vor allem, wenn sich meine Mutter auch in der Küche aufhielt. Am Schreibtisch machte ich erst später meine Hausaufgaben, als ich englische und französische Vokabeln lernen musste und dabei am liebsten Musik hörte.

Aber so weit war es damals noch nicht. Noch lag da dieser Brief zwischen uns auf dem Küchentisch mit der abwaschbaren Blümchentischdecke.

Ich unternahm einen weiteren Versuch. „Mama?“ Ich hatte meine Stimme erhoben und wedelte zur Sicherheit noch mit einer Hand, um auch ganz sicher ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Ihr Hörgerät alleine war nicht immer zuverlässig.

Sie schaute von ihrem Teller auf. „Ja?“

Ich zeigte auf den weißen Umschlag und machte dazu eine fragende Handbewegung – eine der wenigen Zeichen, die ich aus der Gebärdensprache kannte, in der meine Eltern sich üblicherweise unterhielten, wenn sie unter sich waren. Der Blick meiner Mutter folgte erst meiner Hand und wechselte dann zu meinem Gesicht, um von meinen Lippen die Frage „Was ist das für ein Brief?“ abzulesen.

„Weiß nicht, habe ich noch nicht gelesen. Iss erst mal auf.“

Dazu brauchte ich mich nicht einmal besonders anzustrengen, das Essen, das meine Mutter kochte, schmeckte mir fast immer. Nach dem Essen räumte sie das Geschirr zum Abspülen zur Seite und wischte sorgfältig die Tischdecke feucht ab. Dann ging sie ins Wohnzimmer und holte ihre Lesebrille, die dort hinter ihrem Stammsitzplatz auf dem Sofa in einem hellrosa Samtpantöffelchen an der Wand hing. Ich rutschte derweil auf meinem Platz auf der Eckbank hin und her und wartete unruhig darauf, dass meine Mutter den Brieföffner aus der Wohnzimmerschublade mitbringen und den Umschlag aufschlitzen würde.

Endlich begann sie den Brief langsam und sorgfältig zu lesen. Ich schielte halb über ihre Schulter. Nach einer gefühlten Ewigkeit ließ sie den Brief sinken. „Die wollen, dass du aufs Gymnasium gehst.“ Sie schob mir den Brief zu. „Hier, lies du.“

Ich nahm ihn in meine Hand und versuchte zu verstehen, was dort stand. An den Wortlaut erinnere ich mich nicht, wohl aber an mein Gefühl der Ratlosigkeit, das sich im Gesichtsausdruck meiner Mutter spiegelte. Sie steckte schließlich den Brief wieder zurück in den Umschlag und legte ihn neben den Teller, der auf meinen Vater wartete.

Ich ging in mein Zimmer. Oh je, dachte ich, aufs Gymnasium! Was soll ich denn da? Ich hatte bis zu diesem Tag noch überhaupt nicht daran gedacht, aber dass nach der vierten Grundschulklasse etwas passieren musste, wurde mir in diesem Moment klar. Ein Schulwechsel war unvermeidlich, aber gleichzeitig noch unendlich weit weg. Das Einzige, was ich über das Gymnasium wusste, war, dass man mit dem Bus hinfahren musste, denn es lag mitten in der Stadt. Und man erzählte sich, dass die Mädchen, die aufs Gymnasium gingen, hochnäsiger wurden und sich für etwas Besseres hielten. Da hatte ich so gar keine Lust drauf!

Als mein Vater nach Hause kam, lief ich in die Küche. Auch er las den Brief. Ich steuerte die Eckbank an, setzte mich auf meinen Platz und sah ihm ungeduldig zu. Schließlich war er fertig. Sein Gesichtsausdruck war ebenso ratlos, wie es der meiner Mutter gewesen war.

„Und? Was meinst du?“, fragte ich ihn.

„Musst du selber wissen. Schaffst du das?“

Meine Eltern schoben den Brief von einer Tischseite zur nächsten und sagten erst einmal nichts weiter, aber ich konnte die Fragen buchstäblich hinter ihrer Stirn arbeiten sehen. War ihre Tochter wirklich so gut in der Schule? Konnte sie das alleine schaffen? Helfen würden sie nicht können, das war klar. Latein, Griechisch oder andere Fremdsprachen hatten sie nie gelernt, ganz zu schweigen von höherer Mathematik oder

Chemie. Das waren für sie nur die berühmten „Böhmischen Dörfer“. Und selbst diesen Ausdruck kannten sie nicht.

Da platzte es aus mir heraus: „Ich will nicht aufs Gymnasium! Ich will auf die Realschule! Die an der Giesenkirchener Straße.“

Meine Mutter reagierte als erste. „Warum das denn?“ Das hatte sie wohl nicht erwartet. „Und dann auch noch dorthin. Geht das denn?“

Ich hatte keine Ahnung, ob ich so einfach eine andere Schule aussuchen durfte. Wir wohnten damals im Einzugsgebiet der Realschule Bruchstraße. Aber ich wollte unbedingt auf die Realschule Giesenkirchener Straße. Dieser Gedanke war mir nach dem Mittagessen gekommen. Zur Giesenkirchener Straße ging nämlich ein alter Spielkamerad von mir. Der hatte – bevor wir in diese Hochhaussiedlung gezogen waren – in der Nachbarschaft gewohnt. Wir hatten zusammen draußen gespielt, waren als Cowboy und Indianer verkleidet durch die Büsche und Sträucher rund um die Josefskirche gekrochen und hatten unsere Mütter mit unserer schmutzigen Kleidung und verschmierten Gesichtern zur Verzweiflung gebracht. Die beiden Narben an meinem rechten Knie zeugen noch heute von dieser Zeit. Rollschuhfahren und Bordsteinkanten vertrugen sich eben nicht immer miteinander. Auf die Ermahnungen meiner Mutter wollte ich nicht hören. Jedenfalls ging eben dieser Junge auf eben jene Realschule, auf die nun meine Wahl gefallen war, davon konnte mich nichts abbringen.

„Weil Peter dahin geht“, sagte ich mit der unvergleichlichen Logik einer Zehnjährigen und sah meine Eltern bestimmt an.

Warum sie mich eine solch weitreichende Entscheidung im Grunde genommen alleine treffen ließen, weiß ich bis heute nicht, aber sie hatten meiner selbstbewusst vorgetragenen Entscheidung wohl nichts entgegenzusetzen. So kam

es, dass ich tatsächlich auf diese Realschule wechselte. Eine in mehreren Hinsichten richtungweisende Entscheidung, wie sich noch zeigen sollte.

Damals war mir gar nicht bewusst, welche Weichen ich damit stellte. Heute frage ich mich schon, was gewesen wäre, wenn ...? Was wäre gewesen, wenn ich doch aufs Gymnasium gegangen wäre? Manchmal versuche ich mir dieses Szenario auszumalen. Ich wäre dann meinem späteren Ehemann Nummer eins nicht wieder begegnet, hätte mich nicht in einen Lehrer verliebt, und auch meine langjährige beste Freundin Sigrid hätte ich nie kennengelernt. Ich hätte meinen ersten Kuss von jemand anderem bekommen, wäre nicht von meinem Französischlehrer mit der absichtlich falschen Übersetzung meines Familiennamens auf den Arm genommen worden – „Ziege“ anstatt „Hase“, wie Lièvre richtig übersetzt heißt. Auch die Entscheidung für meinen späteren Berufsweg wäre dann sicher so nie gefallen, denn ich hätte ja drei Jahre länger zur Schule gehen müssen und mit dem Abitur in der Tasche vielleicht gleich studieren wollen.

Vielleicht wäre ich aber auch auf dem Gymnasium eine schrecklich schlechte Schülerin gewesen, so dass ein Studium nicht in Frage gekommen wäre. Was hätte ich dann wohl gemacht? Und was wäre gewesen, wenn ich mich inmitten der hochnäsigen Mitschülerinnen so gar nicht wohl gefühlt hätte? Hätte ich meine Entscheidung bereut? Hätten meine Eltern dann doch selber die Initiative ergriffen und mich wieder von der Schule genommen?

Ich würde auch schrecklich gerne wissen, ob meine Eltern irgendeine Vorstellung von meiner Zukunft hatten. Planten sie einen Weg für mich? Sahen sie meinen Lebenslauf fix und fertig vor sich? Oder ging es nur Schritt für Schritt, Tag für

Tag? Vielleicht saßen sie ja auch zusammen und schmiedeten Zukunftspläne für mich? Wenn ja, dann bekam ich davon nichts mit. Sie vermittelten mir jedenfalls den Eindruck, dass ich diejenige war, die diese Entscheidungen treffen sollte und durfte, und ich – ich traf sie einfach. Wäre mein Leben anders verlaufen, wenn sie für mich entschieden hätten?

Wenn ich heute darüber nachdenke und zu verstehen versuche, dann kann ich nur sagen: Meine Eltern haben mir unglaubliches Vertrauen geschenkt. Sie haben sich darauf verlassen, dass ich, obwohl ich noch so jung war, die richtige Wahl treffen würde. Ich bin heute ein bisschen stolz darauf, dass sie mir das zugetraut haben und dass mein Weg mich so weit geführt hat. Mir sind dabei viele sehr wichtige Menschen begegnet, die mich unterstützt und mir beigebracht haben, wie wichtig es ist, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen. Dass das Leben mehr ist als zu schlafen, zur Arbeit oder zur Schule zu gehen, zu essen und am nächsten Tag das Ganze wieder von vorne abzuspuhlen. Mir sind auch Menschen begegnet, die mir vermittelt haben, nicht nur die äußere Welt zu gestalten, sondern nach innen zu schauen, auf mein Herz zu hören, auf meine Gefühle zu achten, um von dort aus auf Mitmenschen zuzugehen.

Eine weitere Frage, die sich mir in diesem Zusammenhang heute stellt, ist: Wie haben meine Eltern eigentlich gelernt? In der Schule mit den kleinen Klassen wahrscheinlich vom Lehrer und von den Mitschülern. Die Gehörlosen waren damals in Internaten gewissermaßen von der Außenwelt isoliert und auf die kleine Gemeinschaft fokussiert. Da aber in den deutschen Gehörlosenschulen der Schwerpunkt mehr auf dem Erlernen des Sprachvermögens lag, kamen Gehörlose in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts häufig zu kurz, was die

Lerninhalte betraf. Ihr Ausbildungsniveau war dann insgesamt oft niedriger als bei hörenden Altersgenossen.

Bei meinen Eltern wirkte sich dies so aus, dass sie beispielsweise bestimmte Situationen nicht differenziert betrachten konnten, für sie war alles schwarz oder weiß. Politik oder Soziales waren schwierige Themen. Ich merkte das meist an den Fragen, die sie mir stellten, und an ihrem Unverständnis, was meine Antworten betraf. Ich erinnere mich an Momente, wenn wieder einmal eine Wahl anstand und daher regelmäßig Parteienwerbung im Fernsehen zu sehen war oder Prospekte den Weg in die Briefkästen fanden. Nachdem sie ihre tägliche Portion „BILD“-Zeitung zu sich genommen hatten, widmeten sie sich diesen Wurfsendungen. Die Begriffe, mit denen die Parteien ihr Wahlprogramm gespickt hatten, sagten ihnen nicht immer etwas. Manchmal fragten sie mich, was sie bedeuteten, nicht immer hatte ich jedoch eine befriedigende Antwort – manchmal auch gar keine, weil ich mich eigentlich nicht für Politik interessierte. So musste ich ihnen auf die eigentliche Frage, welche Partei denn wohl die vertrauenswürdigste und damit beste war, damit sie sie wählen konnten, auch die Antwort schuldig bleiben. Wenn ich aber eine Meinung dazu hatte, war es für mich stets schwierig, sie so einfach wie möglich zu formulieren, so dass sie für die beiden verständlich blieb und ich sie nicht mit noch mehr unbekanntem Fachbegriffen verwirrte. Die Grundstrukturen von Politik und Gesellschaft, die ich zumindest noch in der Schule gelernt hatte, waren ihnen nur in Teilen bekannt.

Es lief meist darauf hinaus, wie meine Mutter mir einmal später erzählte, dass sie sich beide der Partei zuwandten, die in der Familie meines Vaters gewählt wurde, der CDU. Noch später, während einer Ehekrise meiner Eltern, entschied sich

meine Mutter, davon abzuweichen und SPD zu wählen. Ob sie das nur tat, um etwas anders zu machen als bisher, oder ob ihre neuen Bekannten aus dem benachbarten Hochhaus damit zu tun hatten, habe ich nie gefragt. Sie hat über diese Phase auch nie viel gesprochen.

Während ich das schreibe, merke ich, dass ich so manches, das sich im Laufe der Jahre in meinem Leben entwickelt hat oder neu hinzugekommen ist, wie selbstverständlich zu „meiner“ Welt zugehörig empfunden habe – und zwar ausschließlich zu ihr. Ich bin nicht auf die Idee gekommen, dass zum Beispiel ein Computer, das Internet oder ein Handy etwas für meine Eltern sein könnten. Ich war damals froh, wenn ich nicht noch mehr erklären und helfen musste, dass sie im Alltag einigermaßen alleine klarkamen und ich mich so langsam abnabeln konnte.

Inzwischen hat sich das Bild gewandelt. Seitdem es den Computer mit E-Mails, Textverarbeitung und das Internet mit YouTube-Filmen gibt, können selbst komplexe Inhalte viel einfacher vermittelt und auf leichte Art anschaulich gemacht werden – ohne Abstriche hinsichtlich des Verständnisses über ein nicht oder nur mangelhaft vorhandenes Gehör oder eine andere Person, die dolmetschen oder erklären muss.

Filme, in denen Personen in Gebärdensprache etwas erklären, kann sich inzwischen jeder als Lernhilfe für Schule und Arbeit, aber auch für ganz alltägliche Dinge anschauen oder „downloaden“. Wie funktioniert eine Waschmaschine, oder wie stricke ich Socken? Was ist Yoga, und wie geht Online-Banking? Was ist eine Kommunalwahl, und wie werde ich einen Fersensporn los?

Wahrscheinlich hätte sich unser Familienleben durch die Technik auch verändert – wir hätten ganz andere Themen besprechen können, vielleicht hätte ich auch weniger über-

setzen müssen. Ich vermute allerdings, dass es meine Eltern nicht bedauert haben, „zu früh“ geboren worden zu sein, um von diesem Fortschritt wirklich profitieren zu können. Ich habe sie jedenfalls nie darüber klagen gehört, dass ihnen der Zugang zum Internet verwehrt geblieben ist.

Ein weiterer Aspekt erscheint mir auch bedenkenswert: Das Fehlen der heutigen Technik in der Zeit des Heranwachsens meiner Eltern hat es ihnen möglich oder manchmal sogar nötig gemacht, auf die Straße hinauszugehen, „lebendige“ Menschen zu treffen und Zeit mit ihnen zu verbringen, anstatt nur noch vor einem Bildschirm zu hängen oder Textnachrichten zu versenden. Sind das nicht auch wichtige Qualitäten, die uns heute oft verlorengehen?

Sie nutzten zu ihren Lebzeiten immerhin ein Schreibtelefon, eine Art Fernschreiber, und ein Faxgerät. Damit konnten sie schon viel erreichen, etwa über eine Terminverschiebung informiert zu werden oder einen Antrag an ein Amt zu schicken. Auch die speziellen Lautstärkeinstellungen eines Senioren Telefons, das die Wirksamkeit ihrer Hörgeräte unterstützte und verstärkte, waren für sie hilfreich.

Ich frage mich auch erst jetzt, wie das mit den vielen kleinen, beiläufigen Dingen war? Lernten sie die nur innerhalb der Familie, durch das Teilen der alltäglichen Verrichtungen oder ganz einfach aus dem Beisammensein mit anderen? Mal eben von den Leuten auf der Straße einen Satz oder einen Ausdruck aufschnappen konnten sie ja nicht. Gesprächspartner mussten schon mehr oder weniger offiziell das Wort an sie richten. Sie brauchten die ganze Aufmerksamkeit, um einander zu verstehen.

Gespräche zwischen Gehörlosen und Hörenden sind nicht wesentlich anders als Gespräche von hörenden Menschen

untereinander – solange es hell genug ist, um das Gesicht des Gegenübers erkennen zu können, und der oder die Sprechende deutlich sichtbare Mundbewegungen macht, um von den Lippen ablesen zu können. Wenn jemand nur zwischen zusammengebissenen Zähnen nuschelt, oder wenn bei Männern ein Bart die Lippen verdeckt, ist die Verständigung erschwert, wenn nicht sogar unmöglich. Meine Eltern setzten sich beispielsweise immer mit dem Rücken zum Fenster, damit das Licht von draußen auf das Gesicht ihres Gegenübers fiel und sie nicht blendete.

Ob es für meine Eltern anstrengend war, sich auf einen Gesprächspartner einzustellen und ihm oder ihr die ganze Zeit aufmerksam auf den Mund zu schauen, weiß ich nicht. Aber ich kann mir schon vorstellen, dass die Konzentration nach einer gewissen Zeit nachgelassen haben muss. Glücklicherweise stellten sie ja auch selbst Fragen und gaben Antworten. Meist konnte meine Mutter Außenstehenden ihr Anliegen besser verdeutlichen als mein Vater, weil sie zum einen eine bessere Aussprache hatte und zum anderen auch vollständigere Sätze bilden konnte.

Trotz alledem wurden meine Eltern von anderen Menschen manchmal nicht verstanden, im wörtlichen Sinn bei Gesprächen, aber auch im übertragenen Sinn, weil sie auf ihre eigene Art und Weise handelten – und nicht immer so wie Hörende. Dass sie auf der einen Seite bei Dingen, die ihnen nicht klar waren, nicht nachfragten, sondern einfach akzeptierten, was ihnen einigermaßen schlüssig erschien. Dass sie aber auf der anderen Seite diese Dinge, zu denen sie flüchtig „ja, ja“ gesagt hatten, doch noch mit anderen Gehörlosen diskutierten, weil sie hinterher Zweifel bekamen oder etwas nur um des lieben Friedens willens angenommen hatten.

Und doch wollten meine Eltern dazugehören, zu anderen Menschen, zu Bekannten und Verwandten. Sie suchten deren Nähe, machten Besuche, luden manche auch zu sich nach Hause ein – auch, wenn ihre Behinderung es schwieriger machte, diese Kontakte zu knüpfen, aufrechtzuerhalten, über Konflikte hinweg bestehen zu lassen.

Als ich noch zu Hause wohnte, kam es gelegentlich vor, dass jemand zum Kaffeeklatsch kam. Später hörte ich nur noch von Besuchen bei anderen. Der überwiegende Teil des Besuchs zu Geburtstagen meiner Mutter und meines Vaters bestand dann nur noch aus ihren Geschwistern und deren Familien. Ich vermute, dass dies verschiedene Gründe hatte. Der Gehörlosenverein hatte ihnen in der Vergangenheit ein wenig geholfen, aus dem Kreis ihrer familiären Kontakte herauszutreten, in dem sie sich bisher ausschließlich bewegt hatten. Sie konnten mit Menschen zusammen sein, die den gleichen Herausforderungen begegneten, die verstanden, was sie meinten, wenn vom „Nichtverstanden werden“ die Rede war. Und doch hatte diese Zugehörigkeit auch eine andere Seite. Sie führte dazu, dass die Gruppe sich als Ganzes wieder abgrenzte von Menschen, die ihr nicht angehörten. Die Gebärdensprache war ihr Mittel zur Verbindung und Absonderung zugleich. In mir klingt dabei das Wort „Ghettoisierung“ an. Wenn Möglichkeiten geschaffen wurden, Gehörlosen ein kulturelles Programm anzubieten, so war es immer eine gesonderte Veranstaltung, speziell und nur für sie. Das Wort Inklusion kam erst viel später auf.

Auch waren einige der gehörlosen Freunde, mit denen sie früher gemeinsam etwas unternommen hatten, in der Zwischenzeit verstorben – und mit den neuen, jüngeren Mitgliedern des Gehörlosenvereins konnten sie einen solch intensiven Kontakt nicht mehr aufbauen. Ich hege den Verdacht, dass es auch der

sich über die Jahre stark verallgemeinernden Ansicht meiner Mutter zuzuschreiben war, dass Gehörlose hinter ihrem Rücken schlecht über sie sprachen und sie deshalb nicht mehr als nötig mit ihnen umgehen wollte. Natürlich sprachen die Gehörlosen nicht nur schlecht über meine Mutter, aber genau wie bei Hörenden gab es auch unter ihnen Missverständnisse und Meinungsverschiedenheiten, die sie mit einem Dritten besprachen, was dann über ein paar Ecken wieder bei der betroffenen Person ankam. Meine Mutter hatte das wohl schon ein paar Mal erlebt und wollte sich dem Klatsch und Tratsch nicht mehr aussetzen. Sie ging daher nicht mehr mit zu den monatlichen Treffen, sondern nahm nur noch an wenigen Veranstaltungen des Vereins wie Weihnachtsfeiern oder Jubiläen teil.

Viele hörende Freunde hatten meine Eltern nicht. Sie verstanden sich gut mit einigen wenigen Nachbarn, stritten sich aber auch mit ihnen, wenn sich jemand nicht an den Treppenputzplan hielt oder weil jemand einen Hund und den entsprechenden Schmutz ins Haus gebracht hatte. Mit einigen Arbeitskollegen oder den Müttern meiner besten Freundinnen Helen und später Sigrid unterhielten sie sich auch.

Sie knüpften ihre Kontakte trotz allem immer selbstständig, besuchten ehemalige Arbeitskollegen oder entferntere Bekannte aus dem früheren Heimatdorf meiner Mutter. Mir erzählten sie dann hinterher von ihren Unternehmungen, geplanten Reisen oder neuen Anschaffungen, wie dem neuen Fernseher oder neuen Möbeln. Auch wenn mal etwas kaputtging, wollten sie nicht mehr warten, bis ich einen Handwerker oder Mechaniker organisieren konnte, sondern gingen selbst los und beauftragten jemanden. Sie wurden in dieser Hinsicht selbstständiger und unabhängiger von mir. Im Gegensatz

zu meiner Kindheit und Jugend, in der ich oft Dinge für sie regeln musste, taten sie das später häufiger selbst. Ich fühlte mich dadurch oft erleichtert, hatte ich doch mit meinem eigenen Leben genug zu tun, verspürte aber manchmal auch ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht für sie da sein konnte. Wir haben nie darüber gesprochen, aber ich kann mir vorstellen, dass sie auch stolz darauf waren, wenn sie mal wieder etwas selbst geschafft, etwas gelernt und durchgeführt hatten, was für „Nichtbehinderte“ selbstverständlich war.